

JULIA NAVARRO
Das Blut der Unschuldigen

Buch

Im 13. Jahrhundert, wenige Tage bevor die Katholiken die Katharefestung Montségur stürmen, schreibt der Federführer der Inquisition heimlich eine Chronik. Sie berichtet von den Gräueltaten der katholischen Kirche gegen die wehrlose Bevölkerung und endet mit den Worten: »Eines Tages wird das Blut der Unschuldigen gerächt.«

Jahrhunderte später ruhen die Nachfahren derer, denen Unrecht geschah, noch immer nicht. Der französische Graf d'Amis ist der Erbe der geheimen Chronik – und er weiß, dass eine Terrorgruppe Attentate auf Kirchen in Rom, Jerusalem und am Jakobsweg plant. Das unschuldig vergossene Blut soll endlich gerächt werden ...

Autorin

Julia Navarro wurde 1953 in Madrid geboren. Sie arbeitete als Journalistin für renommierte spanische Zeitschriften sowie für Radio- und Fernsehsender. Nach mehreren erfolgreichen Sachbüchern eroberte sie mit ihrem Debütroman *Die stumme Bruderschaft* auf Anhieb den ersten Platz der spanischen Bestsellerlisten. Auch *Die Bibel-Verschwörung* und *Das Blut der Unschuldigen* waren von Presse und Publikum gefeierte Bestseller und wurden in zehn Sprachen übersetzt. Julia Navarro lebt mit Mann und Sohn in Madrid.

Von Julia Navarro bei Blanvalet lieferbar:

Die stumme Bruderschaft (37499)

Die Bibel-Verschwörung (36835)

JULIA NAVARRO

Das Blut der Unschuldigen

Thriller

Aus dem Spanischen
von K. Schatzhauser

blanvalet

Die spanische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
»La sangre de los inocentes« bei Random House Mondadori, Barcelona.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen BookCream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

I. Auflage

Taschenbuchausgabe September 2012 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.
Copyright © der Originalausgabe 2007 by Julia Navarro/Random House
Mondadori S.A.
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009 by Blanvalet Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: bürosüd°, München
Redaktion: Peter Kultzen
ES · Herstellung: sam
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-37962-0

www.blanvalet.de

*Zum Gedenken an meine Mutter,
Martina Elia Fernández, in aufrichtiger Liebe. Danke*

ERSTER TEIL

1

Languedoc, um die Mitte des 13. Jahrhunderts

Ich bin ein Verräter, und ich habe Angst. Ich habe Angst vor Gott, da ich in seinem Namen grässliche Dinge getan habe.

Aber nein, nicht Ihm werde ich die Schuld an meinem Elend geben, denn Er hat damit nichts zu tun. Es ist meine eigene Schuld und die meiner Herrin. In Wahrheit liegt diese Schuld ausschließlich bei ihr, und nur bei ihr, denn stets ist sie uns allen gegenüber so aufgetreten, als wäre sie allmächtig. Niemand hat ihr je zu widersprechen gewagt, nicht einmal ihr Gemahl, mein guter Herr.

Ich werde sterben, ich spüre es in meinen Eingeweiden. Ich weiß, dass meine Stunde gekommen ist, auch wenn mir der Arzt versichert, dass mein Leiden nicht tödlich sei und ich noch lange leben werde. Doch sieht er mir nur prüfend in die Augen, achtet auf die Farbe meiner Zunge und lässt mich zur Ader, um die üblen Säfte aus meinem Körper abfließen zu lassen – den ständigen Schmerz in meinem Unterleib vermag er nicht zu lindern.

Das Leiden, das mich verzehrt, hat seinen Sitz in meiner Seele. Weder weiß ich, wer ich bin, noch, welcher Gott der

wahre ist. Auch wenn ich beiden diene, so habe ich doch zugleich beide verraten. Ich schreibe lediglich, um die Bürde leichter zu machen, die auf meiner Seele lastet. Für den Fall, dass diese Aufzeichnungen in die Hände meiner Feinde oder auch die meiner Freunde gelangten, hätte ich mit diesen Worten mein Todesurteil unterschrieben.

Mir ist kalt. Vielleicht liegt der Grund dafür, dass mir nicht warm wird, sosehr ich mich in meinen Umhang hülle, darin, dass meine Seele zu Eis erstarrt ist.

Heute Morgen hat mich Bruder Péire, als er mir eine warme Brühe brachte, mit der Mitteilung aufzumuntern versucht, dass Weihnachten ist. Als er mir angekündigt hat, der Inquisitor, Bruder Ferrer, werde mich später aufsuchen, habe ich ihn gebeten, mich bei ihm zu entschuldigen. Bruder Ferrers Augen verursachen mir Schwindel, und seine gemessene Stimme ruft Entsetzen in mir wach. In meinen Alpträumen schickt er mich in die Hölle, und sogar dort noch friere ich. Aber ich schweife ab. Wer möchte wissen, ob ich friere?

Keiner meiner Mitmönche wird Verdacht schöpfen, wenn er mich schreiben sieht, denn das ist mein Amt. Ich bin Schreiber der Inquisition. Auch die anderen Brüder argwöhnen nichts. Sie wissen, dass mich meine Herrin aufgefordert hat, eine Chronik dessen zu verfassen, was sich zur Zeit in diesem Winkel der Welt zuträgt. Sie will, dass die Menschen eines Tages von der Niedertracht jener erfahren, die sich als Stellvertreter Gottes gebärden.

Immer wenn ich den Blick zum Himmel hebe, taucht der Berg mit der Burg Montségur aus dem Dunst auf, und ich sehe seinen verschwommenen Umriss mit Beklemmung.

Ich stelle mir vor, wie meine Herrin dort oben auf und ab geht und dabei in alle Richtungen Anweisungen erteilt. Denn

wie *vollendet* Doña María auch sein mag, sie ist nun einmal von gebieterischem Wesen. Ich mag mir gar nicht ausmalen, in was für Schwierigkeiten sie uns gebracht hätte, wenn sie ein Mann wäre. Von Zeit zu Zeit dringt die volltönende Stimme des königlichen Seneschalls Hugues des Arcis bis in mein Zelt. Er scheint nicht besonders guter Laune zu sein, aber wer ist das heute Morgen schon? Es ist kalt, und nicht nur auf den Bergen liegt Schnee, sondern auch in der Ebene. Alle sind müde. Immerhin sind die Männer seit Mai hier und fürchten, dass Péire Rotger de Mirepoix der Belagerung noch viele Monate standhalten wird. Er kann sich auf die Unterstützung der Bewohner seiner Stadt verlassen, die vor der Nase des Seneschalls mit Proviantlieferungen und Mitteilungen von Verwandten und Freunden zur belagerten Festung emporsteigen.

Gestern erreichte mich eine Mitteilung meiner Herrin Doña María. Sie will mich heute am späten Abend sehen. Vielleicht hängt meine Unruhe damit zusammen, dass ich mich dieser Aufforderung nicht entziehen kann.

Ein Hirte aus der Umgebung, der Ziegenkäse ins Lager liefert, den auch der Seneschall zu schätzen weiß, hatte sich in mein Zelt geschlichen, um mir Doña Mariás Mitteilung zu überbringen. Ich soll das Lager nach Einbruch der Nacht verlassen und mich zum Eingang des Tales begeben, von wo man mich zur Festung Montségur bringen wird. Gewiss würde mir Hugues des Arcis eine gute Belohnung dafür anbieten, dass ich ihm die geheimen Pfade verrate, die dorthin führen – vielleicht aber auch würde er mich hinrichten lassen, weil ich ihn nicht längst davon in Kenntnis gesetzt habe.

Der Nachmittag will kein Ende nehmen. Ich höre Schritte. Wer mag das sein?

»Geht es dir gut, Julián? Ich mache mir Sorgen um dich, weil mir Bruder Péire gesagt hat, dass du fieberst.«

Bei diesen Worten sprang der Mönch auf und umarmte den hochgewachsenen kräftigen Mann, der unaufgefordert in sein Zelt getreten war. Einen Augenblick lang fühlte er sich besser, ganz wie früher in seiner Kindheit. Damals hatte er sich in Fernandos Gegenwart stets beschützt gefühlt, denn dieser konnte jeden, der sich in böser Absicht näherte, mit einem einzigen Fausthieb niederstrecken. Meist aber hatte er seine Feinde mit seinem Blick entwaffnet, in dem stets heitere Gelassenheit lag, und sie hatte auch dafür gesorgt, dass sich seine Freunde jederzeit sicher fühlten.

»Fernando, wie wunderbar! Seit wann bist du hier?«

»Wir sind vor knapp einer Stunde im Lager eingetroffen.«

»Ihr?«

»Ja, außer mir fünf weitere Ritter. Durand de Belcaire, der Bischof von Albi, hat unseren Großmeister um Hilfe gebeten, weil sich unser Bruder Arthur Bonnard auf Belagerungsmaschinen versteht, genau wie dieser.«

»Schon seit Tagen treffen hier Verstärkungen ein, die der Bischof dem Seneschall, Hugues des Arcis, schickt, doch wusste ich nicht, dass er auch den Templerorden um Unterstützung gebeten hat. Er ist ein Gottesmann, der Gefallen am Krieg hat und über die Gabe verfügt, allerlei Gerät und Einrichtungen zur Vernichtung des Feindes zu ersinnen.«

»Ich will hoffen, dass er darüber hinaus noch andere Gaben besitzt ...«, gab Fernando mit einem Lächeln zurück.

»Gewiss! Seine Ansprachen an die Krieger sind beinahe noch feuriger als die des Seneschalls.«

»Nun, das kann bei einem Bischof nichts schaden«, sagte Fernando in scherzendem Ton.

»Sag mir doch, wollt ihr Tempelherren etwa den Guten Christen ein Ende bereiten? Ich habe Gerüchte gehört, es sei euch nicht recht, gegen Glaubensgenossen zu kämpfen.«

Fernando zögerte mit der Antwort. Nach einer Weile stieß er einen Seufzer aus und sagte mit leiser Stimme: »Gib nichts auf diese Gerüchte.«

»Das ist keine Antwort. Vertraust du mir nicht?«

»Gewiss doch! Immerhin bist du mein Bruder! Gut, ich will dir eine Antwort geben: Wir Christen haben Feinde, die zu mächtig sind, als dass wir unsere eigenen Reihen damit schwächen dürften, indem wir gegeneinander kämpfen. Wem schaden die Guten Christen? Sie leben wie die Apostel und haben sich der Armut verschrieben.«

»Aber sie wollen nichts vom Kruzifix wissen! Sie wenden sich von unserem Herrn und Heiland ab.«

»Das Kreuz ist ihnen als Symbol zuwider, weil man Ihn daran geschlagen hat. Aber ich bin kein Gottesgelehrter, sondern nur ein einfacher Krieger.«

»Und Mönch.«

»Ich erfülle mein vor Gottes Angesicht abgelegtes Gelübde, wie es mir die heilige Mutter Kirche gebietet. Das aber bedeutet nicht, dass ich mir keine Gedanken machen darf. Gegen andere Christen zu kämpfen widerstrebt mir.«

»Wie überhaupt den Angehörigen deines Ordens.«

»Wäre es dir lieber, mit ansehen zu müssen, wie Frauen und Kinder auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden?«

Fernandos Frage rief in Bruder Julián Übelkeit hervor. »Gott möge sie in seinem Schoß bewahren!«, rief er aus und bekreuzigte sich.

»Die Kirche sagt, dass die Hölle auf sie wartet«, versicherte Fernando in spöttischem Ton. »Wir sollten uns mit diesen Din-

gen nicht belasten, sondern alles nehmen, wie es ist. Weder dir noch mir gefällt es, wenn Unschuldige den Tod finden. Was den Templerorden betrifft ... wir sind gehorsame Söhne der Kirche. Da sie uns gerufen hat, sind wir gekommen. Was wir tun werden, ist eine andere Sache.«

»Der Herr sei gepriesen! Noch habt ihr euch also zu nichts verpflichtet ...«

»So in etwa.«

»Sei vorsichtig, Fernando. Hier im Lager befindet sich der Inquisitor Bruder Ferrer, der Irrglauben sogar im Schweigen aufspürt.«

»Ach ja? Ich muss gestehen, dass ich über ihn beunruhigende Dinge gehört habe. Was tut er hier?«

»Er steht den im Lager anwesenden Männern unseres Ordens vor und hat geschworen, dafür zu sorgen, dass jeder von denen, die unsere Brüder auf dem Gewissen haben, auf dem Scheiterhaufen enden soll.«

»Sprichst du von den in Avignonet ermordeten Dominikanern?«

»Ja. Man hat dort nach Irrgläubigen gesucht. Acht Schreiber sind dabei in einen Hinterhalt geraten. Raimundo de Alfaro, der Haushofmeister des Grafen von Toulouse in Avignonet, hat zugelassen, dass zwei von ihnen ermordet wurden.«

»Aber das ist doch nicht bewiesen?«, begehrte Fernando auf.

»Zweifelt Ihr daran, Herr?«, hörten sie eine Stimme hinter sich.

Überrascht wandten sich beide um. Bruder Ferrer war ins Zelt getreten und hatte die letzten Worte gehört.

Fernando ließ sich von den vorwurfsvollen Blicken, mit denen ihn der Inquisitor musterte, nicht beeindrucken und fragte: »Ihr seid ...?«

»Bruder Ferrer«, gab der Dominikaner zur Antwort. »Und ich habe Euch gefragt, ob Ihr bezweifelt, dass Alfaro in den Mord an meinen Ordensbrüdern verwickelt ist.«

»Es gibt keine Beweise dafür.«

»Beweise?«, schrie Bruder Ferrer wütend. »Es ist bekannt, dass er sie im Bergfried der Burg eingekerkert hatte, wo niemand sie sehen oder ihnen zu Hilfe kommen konnte. Auch weiß man, dass ein Trupp von Ketzern sie umgebracht hat, der von Montségur aufgebrochen ist, diesem Pfuhl der Niedertracht, den Gott vernichten wird. Die Kirche wird diesen ihr angetanen Schimpf nicht verzeihen. Jene, die sich selbst Gute Christen nennen, sind in Wahrheit eine Mörderbande.«

Jeder Regung unfähig sah ihn Julián entsetzt an. Abschätzend musterte Fernando den Inquisitor und kam zu dem Ergebnis, dass es besser sein würde, diesem Mann nicht in die Quere zu kommen.

»Ich kenne die Einzelheiten des Vorfalls nicht. Wenn Ihr sagt, dass es sich so verhält, dann sei es so.«

Bruder Ferrer richtete den Blick auf Julián, der so aussah, als würde er im nächsten Augenblick in Ohnmacht fallen.

»Bruder Péire wollte auf keinen Fall, dass ich nach Euch sehe, weil Ihr der Ruhe bedürft, wie er sagte. Doch es wäre ein Verstoß gegen die Nächstenliebe, wenn ich mich nicht um Euch kümmerte. Da Ihr in Gesellschaft seid, werde ich Euch bei anderer Gelegenheit aufsuchen.«

Er verließ das Zelt ebenso überraschend, wie er eingetreten war.

»Du bist ja ganz bleich«, lachte Fernando. »Was gibt es da zu erschrecken? Ist er nicht dein Bruder im Herrn?«

»Du... du kennst ihn nicht«, sagte Julián mit verzagter Stimme.

»Ich fürchte, dass diesem Bruder Ferrer jegliches Mitgefühl abgeht und möchte auf keinen Fall in der Haut der Ketzer da oben stecken.«

»Du weißt aber doch wohl, dass sich deine Mutter nach wie vor zusammen mit deiner jüngsten Schwester in der Festung aufhält?«

Fernando nickte mit ernster und besorgter Miene. Bei Juliáns Worten meldete sich ein stechender Schmerz in seiner Brust. Obwohl er seine Mutter noch mehr liebte als seinen Vater, Don Juan de Aínsa, hatte er sich dieser energischen und unermüdlichen Frau nie nahe gefühlt. Sie hatte ihren Kindern kaum je Zärtlichkeit erwiesen, auch wenn sie diese liebte und sich stets bemüht hatte, ihnen eine gesicherte Zukunft zu verschaffen.

»Ich ... na ja ... ich habe sie gelegentlich gesehen«, gestand Julián.

»Das wundert mich nicht. Die Burg war ja nie vollständig von der Außenwelt abgeschnitten. Wir wissen, dass es eine Reihe von Männern gibt, die sie auf nur ihnen bekannten geheimen Pfaden betreten und verlassen. Es ist gar nicht lange her, dass mir meine Mutter einen Brief geschickt hat.«

»Sie hat dir geschrieben?«, fragte Julián verblüfft. »Nur sie konnte so etwas wagen!«

»Mach dir keine Sorgen. Sie ist klug und hat uns nicht in Gefahr gebracht. Ich habe die Mitteilung von einem Pagen meiner Schwester Marian bekommen. Du weißt ja, dass ihr Gemahl, der Ritter Bertrand d'Amis, dem Grafen Raimond dient, so dass sie häufig Mitteilungen von unserer Mutter empfängt. Jetzt, wo ich hier bin, werde ich zusehen, dass ich mit ihr zusammentreffen kann. Ich weiß noch nicht, wie ... Vielleicht könntest du mir dabei helfen.«

»Versuch es lieber gar nicht erst! Der Seneschall, Hugues des

Arcis, würde dich umbringen, und der Bischof dich exkommunizieren.«

»Sicher lässt sich eine Möglichkeit finden, mein guter Julián. Ich will versuchen zu erreichen, dass meine Mutter Montségur verlässt oder das zumindest meiner Schwester Teresa gestattet. Sie ist doch noch ein halbes Kind. Früher oder später wird die Festung fallen, und ... nun ja, du weißt ebensogut wie ich, dass es für die Katharer kein Mitleid geben wird. Ich werde Doña María zu überzeugen versuchen, denn das bin ich meinem Vater, unserem Vater, schuldig.«

Beschämt senkte Julián den Kopf. Das Bewusstsein, ein Bastard des Herrn von Aínsa zu sein, schmerzte ihn in tiefster Seele.

»Munter, Julián. Es gefällt mir gar nicht, dich so niedergeschlagen zu sehen!«

Der Dominikaner setzte sich und trank begierig Wasser aus einem Krug, ohne dem Templer etwas davon anzubieten. Fernando wartete schweigend, bis Julián das seelische Gleichgewicht wiedergefunden hatte, bevor er fortfuhr.

»Warst du bei unserem Vater?«, erkundigte sich Julián kaum hörbar.

»Vor vielen Monaten konnte ich bei der Heimkehr in dies Land einen Umweg über Aínsa machen, um Don Juan zu besuchen. Ich habe mich nur Tage auf der väterlichen Burg aufgehalten, doch das hat genügt, mich mit ihm auszusprechen. Er liebt meine Mutter noch ebenso unverbrüchlich wie an dem Tag, da sie die Ehe miteinander eingegangen sind, und ihr Schicksal macht ihm Sorge. Er hat mir aufgetragen, sie mitsamt meiner jüngsten Schwester zu retten. Ich habe ihm versprochen, alles zu tun, um zu erreichen, dass sie Montségur verlässt, doch war uns beiden bewusst, dass sie das wohl nie tun wird. Lieber sieht

sie dem Tod offen ins Angesicht, denn sie fürchtet nichts und niemanden, nicht einmal Gott.«

»Befand sich unser Vater bei guter Gesundheit?«

»Er ist sehr schwach und kann sich vor Gicht kaum rühren, auch leidet er an Herzkrämpfen. Meine älteste Schwester, Marta, pflegt ihn voll Hingabe. Du weißt ja, seit sie Witwe ist, lebt sie mit ihren beiden Kindern wieder auf Aínsa unter dem Schutz unseres Vaters.«

»Sie war stets seine Lieblingstochter.«

»Eine ganze Weile hat es so ausgesehen, als werde sie, die jetzt die älteste der drei Töchter ist, die einzige bleiben, weil meine Mutter lange nicht wieder schwanger wurde. Die anderen Kinder unseres Vaters ...«

»Ja, seine Bastarde. Die Liebe zu seiner Gemahlin María hat ihn nicht daran gehindert, sich mit anderen abzugeben.«

»Deine Mutter war sehr schön.«

»Möglich. Ich hatte nie das Glück, sie kennenzulernen.«

Die beiden Männer schwiegen, jeder hing seinen Gedanken nach. Bruder Péires Räusperte wie auch die kalte Luft, die mit ihm hereindrang, erinnerte sie daran, wo sie waren.

»Entschuldigt, Herr, ich wollte mich nur vergewissern, ob es Bruder Julián gut geht. Ich weiß nicht, ob er sich kräftig genug fühlt, gemeinsam mit den anderen zu essen oder ob wir ihm die Abendmahlzeit herbringen sollen ...«

»Wenn es nichts ausmacht, würde ich lieber hier im Zelt bleiben«, gab Julián zurück. »Ich fühle mich nicht wohl. Vielleicht kräftigt mich der Schlaf ein wenig.«

»Ich werde dem Arzt sagen, dass er Euch noch einmal untersucht.«

»Bitte nicht! Ich würde einen weiteren Aderlass nicht ertragen. Ein Napf Brühe und ein Fladen Brot mit ein wenig Wein

dürfte für mich im Augenblick die beste Medizin sein. Ich bin wirklich ermattet ...«

»Ich denke, er hat Recht«, meldete sich Fernando zu Wort. »Das Beste, was wir für meinen guten Bruder tun können, dürfte sein, ihn ruhen zu lassen. Ein gesunder Nachtschlaf vermag Wunder zu wirken.«

»Don Fernando, Herr Hugues des Arcis und die übrigen Ritter zählen darauf, dass Ihr ihnen beim Essen Gesellschaft leistet.«

»Ich bleibe nur, bis Ihr Julián seine Abendmahlzeit gebracht habt.«

Eilig verließ Bruder Péire das Zelt. Bruder Juliáns bleiches Antlitz bereitete ihm Sorge. *Gott möge mir verzeihen, man könnte glauben, dass er dem Tode nahe ist.*

»Es tut mir leid, dir Schwierigkeiten gemacht zu haben«, sagte Fernando, als sie wieder allein waren.

»Zerbrich dir darüber nicht den Kopf.«

»Das tue ich aber, denn ich schätze dich, und immerhin sind wir Halbbrüder. Du bist Sohn eines Edlen aus dem Hause de Aínsa.«

»Und eines Dienstmädchens aus ebendiesem Hause.«

»Einer schönen und bezaubernden jungen Frau, die gar keine andere Wahl hatte, als sich ihrem Herrn hinzugeben. Weder habe ich die Regeln gemacht, noch bin ich mit ihnen einverstanden. Du weißt ebenso gut wie ich, dass die hohen Herren Kinder außerhalb des ehelichen Beilagers zu zeugen pflügen. Zu deinem Glück hat sich meine Mutter sowohl jener Kinder meines Vaters wie auch deren Mütter angenommen und sich darum bemüht, sie alle angemessen zu versorgen. In deinem Fall hat sie sich sogar besonders großzügig erwiesen – du bist im Schoß unserer Familie aufgewachsen, hast Lesen

und Schreiben und im selben Alter wie ich Reiten gelernt. Darüber hinaus hat dir meine Mutter sogar dies Kirchenamt gekauft ...«

»Das ändert nichts daran, dass ich ein Bastard bin und bleibe.«

»Vor Gott sind wir alle gleich. Am Tag des Jüngsten Gerichts wird man dich weder nach dem Zeitpunkt noch nach den Umständen deiner Geburt fragen, sondern ausschließlich nach dem, was du in diesem Leben getan hast.«

Julián bekam einen lang anhaltenden Hustenanfall. Vergeblich versuchte ihm Fernando etwas Wasser einzuflößen.

»Trink und beruhige dich. Was ist denn nur?«

»Das Strafgericht Gottes... ich komme unweigerlich in die Hölle.«

Während er zitternd diese Worte hervorstieß, liefen ihm die Tränen über die Wangen. In seiner Angst und Beklemmung wirkte der Schreiber der Inquisition wie ein kleines Kind.

»Aber Julián! Welcher Verfehlung hast du dich schuldig gemacht, dass du solche Gedanken hegst?«

»Deine Mutter trägt die Schuld an meinem Leiden.«

»Schweig! Wie kannst du es wagen, eine solche Ungeheuerlichkeit auszusprechen?«

In Tränen aufgelöst warf sich der Mönch auf sein Lager. Zuckungen durchliefen seinen Leib. Fernando wusste nicht, was er tun sollte. Es bedrückte ihn, den Bruder, den er stets geliebt und beschützt hatte und der ihm lieber war als alle anderen Geschwister, in diesem Zustand zu sehen. Dann fiel ihm etwas ein.

»Nur gut, dass Ritter Armand mit uns gekommen ist. Er versteht sich auf die Heilkunde und hat seine Kenntnisse im Orient vertieft. Ich werde ihn bitten, dich aufzusuchen und dir ein

Mittel gegen dein Leiden zu geben. Jetzt muss ich gehen, morgen komme ich wieder.«

Tief in Gedanken verließ er das Zelt. Mehr als das körperliche Leiden des Bruders beunruhigte ihn dessen Seelenqual.

2

Eine ganze Weile blieb Bruder Julián bedrückt auf seinem Lager liegen. Auch als ihm Bruder Péire Brühe, Brot und Wein brachte, rührte er sich nicht, sondern stellte sich schlafend, um nicht wieder in ein Gespräch über seinen beklagenswerten Gesundheitszustand verwickelt zu werden. Als dessen Schritte verhallt waren, setzte er sich auf, um das Brot in den säuerlich schmeckenden Wein zu tunken, der bisweilen seine Stimmung zu heben vermochte. Er stürzte die Brühe in einem Zug hinunter und wartete. Erst wenn alle Geräusche im Lager verstummt waren, durfte er das Wagnis eingehen, es zu verlassen. Der Ziegenhirte, der ihm die Mitteilung seiner Ziehmutter gebracht hatte, wollte ihn vor dem Lager erwarten, um ihn über die Bergpfade, die er auf Schritt und Tritt kannte, an den üblichen Treffpunkt zu führen.

Er wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, als er nahe seinem Zelt ein Geräusch hörte. Erschreckt fuhr er hoch. Offenbar war er eingeschlafen. Mit Mühe gelang es ihm aufzustehen. Aus einem Krug nahm er rasch einen Schluck Wasser, besprengte sich dann das Gesicht und ordnete seine Kleidung.

Im Lager war es so ruhig, dass es ihm vorkam, das Pochen seines Herzens müsse alle aufwecken. Die Feuer, mit denen sich die Wachen die nächtliche Kälte ein wenig erträglicher zu machen versuchten, warfen einen schwachen Lichtschein.

Rasch verließ er das Lager und eilte dem Wald zu, wo er jeden Augenblick auf Doña Mariás Abgesandten zu treffen hoffte.

»Ihr habt Euch verspätet«, hielt ihm der Hirte vor, der ihm wie ein Gespenst in den Weg trat.

»Ich konnte nicht früher kommen.«

»Ihr habt geschlafen«, gab der Mann missgelaunt zurück.

»Nein, aber ich kann das Lager nicht nach Belieben verlassen.«

»Andere tun das auch, um ihre Angehörigen dort oben zu besuchen.«

»Das erstaunt mich.«

»Findet Ihr es wirklich erstaunlich, wenn Ihr bedenkt, dass man diese Männer zum Kriegsdienst gepresst hat?«

Julián schwieg. Er musste an Fernandos Worte denken: Allem Anschein nach gab es Menschen, die in Montségur wie in ihrem eigenen Hause ein und aus gingen.

»Wo erwartet mich die Herrin?«

»Folgt mir, dann werdet Ihr es sehen.«

Sie zogen etwa eine Stunde lang zwischen den zerklüfteten Kalkfelsen dahin, aus denen der große Sporn emporragte, den die Trutzburg Montségur krönte.

Der Hirte blieb bei einer Baumgruppe nahe einem großen Felsblock stehen. Kaum hatte Julián Atem geschöpft, als er sich Doña María gegenüber sah.

»Mein Junge, wie froh ich bin, dich zu sehen.«

»Herrin ...«

»Komm, setz dich zu mir. Wir müssen die wenige Zeit nutzen, die wir haben. Berichte mir, wie es da unten aussieht. Unsere Späher sagen, dass Hugues des Arcis über zehntausend Männer gebietet. Ich hoffe, dass sich der Graf von Toulouse durch diese Streitmacht nicht abschrecken lässt und seine Pflichten diesem Gebiet gegenüber einhält. Es geht nicht nur um den Glauben, sondern auch um die Macht.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Falls Montségur Hugues des Arcis in die Hände fällt, ist es mit der Freiheit unseres Landes zu Ende. Der König will dieses Land für sich, weil seine Herrschaft sonst nichts wert ist. Meinst du, es geht ihm um die Katharer? Gib dich keinen Täuschungen hin, mein Junge: Hier wird nicht im Namen Gottes gekämpft, sondern im Namen der Macht. Man will dieses selbstständige Gebiet den Kronlanden einverleiben.«

»Aber der Papst möchte den Irrglauben ausrotten!«

»Mag sein. Aber für den König Frankreichs ist das belanglos.«

»Ihr sagt da Dinge ...«

»Nun, ich will dich nicht mit meinen Gedanken ermüden, sondern lieber hören, was du zu sagen hast. Noch besser, du beantwortest meine Fragen.«

Eine volle Stunde lang fragte sie ihn nach tausend Einzelheiten über die Streitmacht des Hugues des Arcis, Verwalter der Krondomäne Carcassonne.

»Und du, Julián, hältst du nach wie vor am Glauben fest?«

»Ich weiß nicht. Ich bin völlig verwirrt und weiß nicht einmal mehr, wer Gott ist.«

»Wie kannst du so etwas sagen? Sollte ich mich in dir getäuscht haben? Ich habe stets große Dinge auf deine Klugheit gehalten und dich deshalb lernen und bei den Dominikanern eintreten lassen ...«

»Aber Ihr verlangt von mir, dass ich an meinen Ordensbrüdern Verrat übe!«

»Nein, aber ich erwarte, dass du dem wahren Gott dienst statt dem Dämon, den du für Gott hältst.«

Erschrocken bekreuzigte Julián sich. Doña Marías ketzerische Ansichten beunruhigten ihn und stürzten ihn in Zweifel. Er konnte sich noch gut an den Tag erinnern, an dem sie ihn zu sich gerufen hatte, um ihm zu sagen, dass sie den wahren Gott gefunden habe und ihm ab sofort dienen müsse. Sie hatte ihm erklärt, eine untergeordnete Gottheit, ein Dämon, habe die Welt erschaffen. Dazu habe er die Engel des Herrn, nämlich die Seelen der Menschen, eingekerkert, die erst mit dem Tod ihre Freiheit wiedererlangen. Ihr Kerker sei der Leib, das schlimmste aller Gefängnisse. Gott habe mit dieser Erde, der *terra oblivionis*, nicht das Geringste zu tun. Er sei Schöpfer des Geistes, habe aber nichts von dem erschaffen, was auf der Welt greifbare Gestalt besaß. Es gebe zwei Schöpfungen Seite an Seite, die gute und die schlechte, die irdische und die geistige. Wer seinen Leib vollständig besiegt habe, und das seien die *Vollendeten*, hatte sie hinzugefügt, helfe uns dabei, den Weg zu finden, der die Seele aus dem Gefängnis und in den Himmel führt, zu dem Teil unseres Geistes, der aus uns ein Ganzes macht.

»Ich habe Euren Sohn Fernando gesehen.«

»Geht es ihm gut?«

»Es scheint so. Er ist heute mit anderen Templern ins Lager gekommen, Sie sollen den Bischof von Albi bei einer seiner Kriegslisten unterstützen. Wie es heißt, versteht sich ein Bruder aus einer der Komtureien in der Nähe auf den Bau von Belagerungsmaschinen.«

»Ich bin froh, dass Fernando hier ist und nicht im Orient. Das gibt mir die Möglichkeit, mich von ihm zu verabschieden.«

»Er möchte Euch sehen.«

»Ich ihn auch. Bring ihn her.«

»Ich? Schickt doch einen Eurer Männer ...«

»Julián, ich habe niemanden, dem ich befehlen kann!«

»Aber ...«

»Du musst mir gehorchen.«

»Das habe ich immer getan«, murmelte der Mönch betrübt.

»Schreibst du die Chronik, um die ich dich gebeten habe?«

»Ich bin dabei, obwohl mich das in Lebensgefahr bringt.«

»Klammere dich nicht so sehr an das vom Dämon geschaffene Fleisch. Schreib, Julián, schreib. Die Menschen müssen wissen, was hier vor sich geht. Wenn deine Kirche, die Große Hure, könnte, wie sie möchte, sie würde uns mitsamt der Erinnerung an uns auf alle Zeiten auslöschen. Unsere Geschichte wird nur dann nicht vergessen, wenn jemand schriftlich festhält, dass es uns gegeben hat, was wir getan und woran wir geglaubt haben. Nur eine Wahrheit, die niedergeschrieben wurde, wird für künftige Generationen bewahrt. Wir dürfen nicht zulassen, dass man jede Erinnerung an uns austilgt.«

»Ich schreibe alles nieder, was hier geschieht, ganz wie Ihr es mir aufgetragen habt, Herrin. Aber ich muss Euch darauf hinweisen, dass Montségur fallen wird. Selbst Euer Sohn ist dessen gewiss.«

»Glaubst du etwa, ich nicht? Ich verlasse mich nicht darauf, dass der Graf von Toulouse imstande sein wird, den Belagerungsring um die Burg zu sprengen. Er verlangt, dass wir widerstehen, hat uns aber ganz uns selbst, unserem Erfindungsreichtum und unseren eigenen Mitteln überlassen.«

»Er hat sogar geschworen, die Irrgläubigen zu verfolgen ...«

»Damit will er sich selbst und seine Ländereien retten. Wir

Irrgläubigen, wie du uns nennst, sind nichts weiter als Spielsteine auf seinem Brett. Doch vergiss nicht, dass dieses Land unsere Heimat ist.«

»Ihr kommt aus Aragón.«

»Das gilt für meine Mutter. Mein Vater stammt aus Carcassonne, und ich habe mich stets als Kind dieser Landschaft gefühlt. Hier bin ich zur Welt gekommen, hier habe ich die ersten Jahre meines Lebens zugebracht, und von hier bin ich aufgebrochen, mich mit Don Juan zu vermählen, von dem ich hoffe, dass es ihm gut geht.«

»Gewiss! Euer Sohn hat ihn gesehen. Zwar steht es mit seiner Gesundheit nicht zum Besten, doch scheint Eure älteste Tochter Marta gut für ihn zu sorgen.«

»Das Leben war gut zu uns beiden. Er hat Marta, ich habe Teresa, und von meinen beiden Söhnen lebt Fernando noch.«

Sie schwieg eine Weile, während sie an ihren älteren Sohn dachte, der vor Jahren bei einer Fehde mit einem anderen Ritter ums Leben gekommen war. Gewiss, Fernando war ihr geblieben, doch hatte er ihr nicht immer vollständig gehört. Vielleicht trug sie selbst die Schuld daran, weil sie viele Jahre lang den einen beweint und sich nicht recht um den anderen gekümmert hatte. Fernando hatte das Elternhaus verlassen, um im Dienst des Templerordens gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Zwar kannte sie seine Gründe dafür nicht, vermutete aber dahinter eher Auflehnung als Glaubensfestigkeit. Doch ließen sich solche Dinge nicht ungeschehen machen, und im Übrigen musste sie sich damit auseinandersetzen, dass sie dem Tode nahe war.

»Komm in drei Tagen wieder her. Ich werde dir dann ein Handschreiben für meinen Gemahl mitgeben.«

»Wie soll ich das an ihn weiterleiten? Bruder Ferrer hat seine Augen überall.«

»Du als Schreiber der Inquisition wirst schon eine Möglichkeit finden! Lass dich doch nicht von diesem boshaften Mönch einschüchtern!«

»Immerhin hat er schon eine ganze Anzahl von Rittern dieses Landes exkommuniziert. Er wird nicht zögern, mich ebenso zu behandeln.«

»Tu, was ich dir sage, Julián.«

»Mein Auftrag lautet, im Lager am Fuß des Berges auszuweichen, bis ...«

»Bis ihr Montségur erobert habt und alle umbringt.«

»Warum flieht Ihr nicht? Eure Tochter Marian ist an Graf Raimonds Hof wohlgekommen. Ihr Gemahl ...«

»Ist ein ebensolcher Hasenfuß wie der Graf selbst. Er kennt keine größere Sorge, als seinen Kopf auf den Schultern zu behalten.«

»Aber Eure Tochter ist eine *Gläubige* ...«

»Das stimmt. Wenigstens sie hat mich nicht verraten. Jetzt aber hör mir zu und tu, was ich dir sage. Beim nächsten Mal werde ich dir einen Brief für meinen Gemahl mitgeben. Mir ist nicht wichtig, wann er ihn erhält, aber sorg dafür, dass er ihn bekommt. Außerdem sollst du Fernando zu mir bringen. Wenn du mit deiner Niederschrift fertig bist, gibst du sie Marian. Sie wird überleben und weiß, auf welche Weise sich unsere Geschichte bewahren lässt, bis der Augenblick gekommen ist, sie ans Licht zu bringen.«

»Dazu wird es möglicherweise nie kommen«, wagte Julián einzuwenden.

»Red keinen Unsinn! Nicht einmal Frankreichs Könige werden in alle Ewigkeit regieren. Marian hat Kinder, und die werden ebenfalls Kinder haben. Wichtig ist, dass unsere Geschichte niedergeschrieben wird. Nur was schriftlich festgehalten ist,

existiert. Wir dürfen unser Leiden nicht der Willkür des menschlichen Erinnerungsvermögens überlassen. Ganz offenbar hat mich Gott erleuchtet, als ich dich in unser Haus aufgenommen und dafür gesorgt habe, dass du Lesen und Schreiben lernst.«

»Ich kann Euren Sohn nicht zu Euch bringen.«

»Und warum nicht?«

»Er weiß dann, dass ich ein Verräter bin. Ein einziges Wort von ihm würde genügen, mich auf den Scheiterhaufen zu bringen.«

»Er wird unser Geheimnis nie preisgeben, und wenn ihn sein Gewissen noch so sehr peinigt, weil er nicht beichten kann, was er weiß. Er wird weder dich noch mich verraten. Ich bin seine Mutter, und auch dich liebt er, Julián. Er betrachtet dich als seinen Bruder.«

»Und was soll ich ihm sagen?«

»So viel von der Wahrheit, wie nötig ist: dass ich dich herbe stellt habe und du mir seine Ankunft mitgeteilt hast, worauf hin ich dich flehentlich gebeten habe, dafür zu sorgen, dass ich ihn sehen kann. Nein, sag ihm das nicht, er würde es nicht glauben. Sag einfach, dass ich mit ihm sprechen will. Ich sehe euch beide also in drei Tagen.«

»Werdet Ihr nach uns schicken?«

»Auf welche andere Weise könntet ihr hierhergelangen? Ohne Führer würdet ihr am Grunde einer Schlucht enden. Jetzt geh und denk über den wahren Gott und über den Augenblick nach, an dem du die Hülle verlässt, die dich umgibt.«

Bruder Julián wollte aufbegehren, aber sie war bereits verschwunden, ohne dass er gemerkt hätte, wohin. Einen Augenblick lang fühlte er sich verloren, und es kam ihm so vor, als hätte er all das geträumt, doch die Worte des Hirten zeigten

ihm bald, dass alles Wirklichkeit war. »Beeilt Euch. Euer Gespräch hat länger gedauert als vorgesehen, und bis zum Lager ist es ein gutes Stück Wegs.«

3

Als sie sich dem Lager näherten, ließ sich die Morgendämmerung bereits durch die tief hängenden Wolken ahnen. Die Dunkelheit seines Zelts wurde von den glimmenden Glutresten im Kohlebecken kaum erhellt. Ermüdet legte er sich zum Schlafen nieder.

»Wo warst du?«

Fernandos volltönende Stimme ließ ihn auffahren.

»Gott im Himmel, du hast mich erschreckt!«

»Genauso ist es mir ergangen, als ich herkam und dich nicht fand. Ich habe dich im ganzen Lager gesucht, doch niemand konnte mir etwas sagen.«

»Du bist verrückt! Was hast du nur getan?«, klagte der Mönch.

»Beruhige dich und sag mir, wo du warst.«

»Du würdest es nicht glauben.«

»Mein lieber Bruder, das Leben hat mich gelehrt, dass das Unglaubliche Bestandteil der Wirklichkeit ist.«

»Du warst kaum fort, als ich eine Mitteilung bekam.«

Fernando sah ihn neugierig an. Mitleid erfasste ihn beim Anblick der Qual auf den Zügen des Bruders.

»Und die hat dich veranlasst, dein Zelt mitten in der Nacht zu verlassen, krank wie du bist?«

»Sie kam von deiner Mutter«, gestand Julián flüsternd.

»Nun ... Es war wohl damit zu rechnen, dass sie sich früher oder später mit dir in Verbindung setzte. Ist das die erste Mitteilung, die du von ihr bekommen hast?«

»Der Herr steh uns bei! Du scheinst nicht zu begreifen, was ich gesagt habe. Deine Mutter ist in alle Geheimnisse eingeweiht, eine *Vollendete*, und auf Montségur womöglich die einflussreichste aller Frauen.«

»Übertreib nicht. Allerdings kann ich mir gut vorstellen, dass nur wenige es wagen, ihr den Gehorsam zu versagen. Jetzt sag mir aber, was in der Mitteilung stand.«

»Ich sollte das Lager verlassen, um mit ihr zusammenzutreffen.«

Mit breitem Lachen quittierte Fernando die Unerschrockenheit seiner Mutter. Dann setzte er sich neben Julián, um sich dessen Bericht anzuhören.

»Sag mir alles, und vor allem die Wahrheit.«

»Die Wahrheit ...? Ich weiß nicht mehr, was Wahrheit ist. Deine Mutter hat erfahren, dass du hier bist, und mich aufgefordert, dich zu ihr zu bringen.«

»Eins nach dem anderen. Hast du sie heute zum ersten Mal gesehen? Und wieso weiß sie von meinem Hiersein, wenn ich erst vor wenigen Stunden angekommen bin?«

»Péire Rotger de Mirepoix gehört zu den wichtigsten Persönlichkeiten in der Gegend und sorgt dafür, dass die Menschen auf Montségur genug zu essen bekommen. Er ist mit Raimond de Perelha verwandt.«

»All das ist mir bekannt, und ich weiß, dass die Männer auf der Gegenseite tapfere und entschlossene Kämpfer sind.«

»Wie kannst du es wagen, so von deinen Feinden zu sprechen?«

»Warum sollen wir nicht die Tugenden jener anerkennen, gegen die wir kämpfen? Sie treten für ihre Sache ein, und wir für die unsere.«

»Und auf wessen Seite steht Gott?«

Fernando versank in nachdenkliches Schweigen. Dann richtete er seinen Blick auf Juliáns schweißbedecktes Gesicht, erhob sich und schritt unruhig im Zelt auf und ab.

»Schluss mit dem ausweichenden Herumgerede. Antworte auf meine Frage.«

Ergeben senkte der Mönch den Kopf. Fernando kannte ihn gut. Trotz der Aufforderung der Mutter, dem Bruder nicht alles zu sagen, fiel es ihm schwer, ihn zu täuschen. Dennoch versuchte er, ihre Anweisungen so gut wie möglich zu befolgen.

»Deine Mutter hat mir einen Mann geschickt, der mich zu ihr geführt hat. Ich bin am Ende meiner Kraft, denn bis zu unserem Treffpunkt können es ohne weiteres zwei oder drei Wegstunden gewesen sein. Mit einem Mal ist sie zwischen den Felsen hervorgekommen und hat mir im Verlauf unseres Gesprächs aufgetragen, dich nach Ablauf von drei Tagen zu ihr zu bringen. Das ist alles.«

»Wirklich? Wie ich meine Mutter kenne, scheint mir das sehr wenig zu sein«, gab Fernando mit Argwohn in der Stimme zurück.

»Nun ja, sie hat auch gesagt, dass sie unserem Vater einen Brief zukommen lassen will.«

Nachdenklich sah der Tempelritter den Dominikaner an, dessen Gesicht einer Totenmaske glich, und er fragte sich, ob sein Halbbruder kräftig genug sei, die Verabredung einzuhalten. Unwillkürlich musste er denken, dass Julián mög-

licherweise nicht mehr lange zu leben hatte, wenn sein Mittempler Armand nicht festzustellen vermochte, an welcher Krankheit er litt.

»Ich möchte, dass du mir in einem Punkt gehorchst«, sagte er. »Leg dich hin und rühr dich nicht vom Fleck, bis ich mit meinem Ordensbruder Armand zurückkomme. Ich habe dir ja schon gesagt, dass er ein glänzender Heilkundiger ist. Er wird dein Leiden lindern. Und lass dir nicht einfallen, irgendjemandem über das Vorgefallene zu berichten. Es würde dich das Leben kosten.«

Während Fernando mit besorgter Miene das Zelt verließ, überlief Julián beim Gedanken an dessen letzte Worte ein Schauer.

4

Die Morgenkälte hüllte die Männer im Feldlager ein, das der Seneschall Hugues des Arcis am *Col du Tremblement* eingerichtet hatte. Dieser Gebirgspass bot eine glänzende Möglichkeit, den Belagerten den einzigen freien Zugang zum Tal abzuschneiden und zugleich die umliegenden Ortschaften zu beherrschen.

Trotz des unfreundlichen Wetters schien Hugues des Arcis bester Stimmung zu sein. Als von der Rechtmäßigkeit seines Auftrags durchdrungener treuer Sohn der Kirche genoss er die rückhaltlose Unterstützung des Erzbischofs von Narbonne, Péire Amiel. Zwar wusste er nicht recht, inwieweit er sich auf

die am Vortag eingetroffenen Tempelritter verlassen konnte, war aber für ihre Anwesenheit dennoch dankbar, weil sich mit Arthur Bonnard ein bedeutender Militärtechniker unter ihnen befand.

Ein Mundschenk kredenzte den im Zelt des Seneschalls Versammelten mit Wasser verschnittenen Wein, der ihnen die Kälte erträglicher machen sollte.

Hugues des Arcis begann den Templern die Gegebenheiten zu erläutern: »Ich habe nicht die Absicht, den Rest meiner Tage im Angesicht des Gefelses hier zu verbringen. Uns ist bekannt, dass Landleute aus der Umgebung, denen jeder Weg und Steg in diesen Bergen vertraut ist, die Besatzung von Montségur verstärkt haben. Ich gebiete über zehntausend Männer, dennoch ist es mir nicht möglich, alle Zugänge nach oben zu versperren. Wir haben die Menschen in der Burg nicht aushungern und auch nicht durch Durst in die Knie zwingen können, denn es hat seit Ende des Sommers unaufhörlich geregnet. Da uns die Belagerten durch Steinwürfe beträchtliche Verluste zufügen können, ist es ausgeschlossen, die Festung im Sturm zu nehmen. Besser gesagt, es war bisher nicht möglich.«

»Lässt sich denn dieser Adlerhorst nicht von einer den Blicken verborgenen Stelle aus erklimmen?«, erkundigte sich Arthur Bonnard.

Hugues des Arcis wies auf die vor ihm liegende Karte: »Wir befinden uns hier an diesem Pass zu Füßen des vermaledeiten Felssporns. Vor Euch liegt der Weg, der unmittelbar zur Burg führt. Damit, dass wir das Gros unserer Truppen hier versammelt haben, sperren wir zwar den unmittelbaren Zugang zur Festung, doch gelingt es den Leuten aus den umliegenden Ortschaften, die Freunde oder Verwandte in der Festung haben, nach wie vor, die Belagerten zu versorgen. Ich habe meine

Männer mit dem Auftrag ausgeschickt, rund um den Felssporn einen Weg nach oben zu finden. Zwar ist uns das gelungen, und wir haben auch die aufgestellten Wachen überwinden können, doch unser eigentliches Ziel haben wir nach wie vor nicht erreicht. Die Burg überragt jene Stelle, an die wir gelangt sind, noch um viele Klafter.

Ich verhehle Euch nicht, Ihr Herren, dass meine besten Leute alle Kräfte darauf verwendet haben, diese abschüssigen und trügerischen Felswände zu bezwingen. So manches Mal glaubten sie, einen verborgenen Pfad entdeckt zu haben, der uns nach oben führen könnte, doch sie alle endeten vor einem Abgrund. Das schwierige Gelände verbietet den Einsatz unserer Belagerungsmaschinen, und so können wir nicht einmal die untersten der Verteidigungsanlagen erreichen. Ich bin nunmehr zu einer Entscheidung gelangt, von der ich hoffe, dass sie das gewünschte Ergebnis zeitigt. Morgen wird eine Gruppe mit dem Gebirge bestens vertrauter Gascogner hier eintreffen. Sie verlangen einen hohen Lohn für ihre Dienste, und sie werden ihn bekommen, sofern sie es uns, wie ich hoffe, ermöglichen, einen Durchschlupf durch die unteren Verteidigungsanlagen zu öffnen und damit einen Weg, der uns bis ganz nach oben führt.«

»Worauf verstehen sich diese Gascogner, was Eure Männer nicht können?«, erkundigte sich Fernando mit gekränkter Miene.

»Man hat sie mir mit der Versicherung empfohlen, kein Berg vermöge ihnen zu widerstehen, nicht einmal Montségur. Ihr Fuß findet sicheren Halt, wo andere straucheln, und sie sehen im Dunkeln ebenso gut wie am lichten Tag. Wir müssen es versuchen, Ihr Herren«, gab der Seneschall zurück.

»Auf welchem Weg, auf welche Weise, vor allem aber wann

werden sich Eure Gasconner dem Berg nähern?«, erkundigte sich Fernando.

»Das werden sie selbst entscheiden«, beschied ihn der Seneschall.

Den ganzen Vormittag hindurch dauerte die Lagebesprechung. Da dem Seneschall vor allem daran lag, eine oder mehrere Belagerungsmaschinen bis dicht an die Burg heranzuführen, die sich ohne deren Einsatz keinesfalls würde bezwingen lassen, wollte er die Kenntnisse des Tempelherrn Arthur Bonnard nutzen.

Was Fernando in dieser Gesprächsrunde am meisten verblüffte, war der rachsüchtige Eifer, der in den Augen des Dominikaners Bruder Ferrer brannte. Der von Hass förmlich zerfressene Inquisitor schien weder Mitgefühl noch Mitleid zu kennen, und der Templer gewann den Eindruck, dass jedes Wort, das der Mann sagte, von glühender Leidenschaft diktiert wurde.

Gegen Mittag wurde die Besprechung unterbrochen, und die Herren verzehrten mit Genuss das üppige Mahl, das ihnen der Erzbischof von Narbonne hatte bereiten lassen. Bei dieser Gelegenheit bat Fernando seinen Ordensbruder Armand de la Tour, ihn zu Juliáns Zelt zu begleiten.

Der gute Bruder Péire saß neben dem Lager, auf dem Julián erschöpft ruhte. Während er ihm die Stirn mit einem feuchten Tuch kühlte, flehte er Gott im Gebet an, den Schreiber der Inquisition genesen zu lassen.

Beim Eintritt der beiden Tempelherren fuhr er hoch.

»Verzeiht die Störung, aber ich möchte gern, dass sich der Ritter Armand den guten Julián ansieht. Möglicherweise kann er sein Leiden lindern.«

»Das wäre schön! Doch wisst, dass ihn der Leibmedikus des

Seneschalls nahezu täglich aufgesucht hat, ohne etwas gegen die Krankheit ausrichten zu können.«

Nur widerwillig verließ Bruder Péire das Zelt, als ihn Armand de la Tour bat, sie allein zu lassen. Er schätzte die von Geheimnissen umwitterten Tempelritter nicht, die er für überheblich hielt. Hinzu kam, dass man sich über diese kriegerischen Mönche so manches erzählte, was Zweifel an ihrer Gottesfurcht zuließ.

Als der Heilkundige der Templer an Juliáns Lager trat und die Decke beiseitennahm, unter der er lag, erwachte dieser.

Fernando beruhigte ihn mit der Versicherung, dass er in guten Händen sei, und bat ihn, einige Fragen Armands zu beantworten.

»Wo habt Ihr Schmerzen?«, wollte der Templer wissen.

Julián machte eine Handbewegung, die vom Herzen bis zum Unterleib reichte, und erklärte, er leide dort bisweilen an so stechendem Schmerz, dass er sich nicht auf den Beinen halten könne. Dann wieder empfinde er ein so starkes Kribbeln in Armen und Beinen, dass er kein Glied zu rühren vermöge. Außerdem suchten ihn Fieberanfälle heim, und oft müsse er erbrechen.

Armand de la Tour untersuchte ihn gründlich, ließ sich die Zunge zeigen, tastete mit flinken Fingern den Unterleib ab und hieß ihn dann aufstehen und seine Gliedmaßen ausstrecken. Anschließend wandte er seine Aufmerksamkeit den Augen und dem Nacken zu.

Schweigend beobachtete Fernando seinen Waffengefährten und unterdrückte ein Lächeln, als er sah, dass ein ängstlicher Ausdruck auf die Züge seines Bruders trat.

Als der Templer die Untersuchung beendet hatte, setzte er sich neben den Kranken und bat ihn, alle Schmerzen, die er empfunden hatte, genau zu beschreiben.

»Was bekümmert Euch, Bruder Julián?«, fragte er unvermittelt.

Der Schreiber zuckte zusammen, weil ihm der Gedanke kam, der Templer könne in seiner Seele lesen.

»Das Leben in einem Lager wie diesem ist nicht einfach«, gab er ausweichend zur Antwort.

»Es ist nicht schwieriger als anderswo, und Euch als dem Schreiber des Inquisitors, der darauf wartet, sich der verlorenen Seelen der Irrgläubigen von Montségur anzunehmen, fehlt es hier an nichts.«

Julián bekreuzigte sich und begann erneut zu zittern. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn.

»Ich glaube Euch, dass Ihr leidet, Bruder Julián. Wenn Ihr mir sagt, was Euch bekümmert, kann ich Euch vielleicht helfen.«

»Nun... ich leide um dieser verlorenen Seelen willen, die bald der ewigen Verdammnis anheimfallen werden.«

»Aber Ihr habt doch Erfahrung in Eurem Beruf, den Ihr schon seit vielen Jahren ausübt.«

»Die Verantwortung wiegt schwer... Ich fürchte, mich in meinem Urteil zu irren...«

»Euch obliegt doch das Urteilen nicht; Ihr müsst lediglich die Aussagen protokollieren.«

»Da irrt Ihr. Bisweilen wollen meine Ordensbrüder auch mein Urteil hören, weil sie wissen, dass mir kein Wort der Angeschuldigten entgeht, und so hängt deren Strafe bisweilen davon ab, wie sich mir ihre Aussage darstellt.«

»Ich kann nur noch einmal darauf verweisen, dass Ihr über reichlich Erfahrung verfügt.«

»Gewiss, gewiss. Vor noch gar nicht langer Zeit hat man mich zu einer Sitzung hinzugezogen, bei der es darum ging, Irrtümer bei den Urteilen gegen Verdächtige auszuschließen. Zu

diesem Zweck habe ich ein Glossar verfasst, das mir bei meiner Arbeit helfen soll. Bruder Ferrer hat uns angeleitet.«

Er räusperte sich und sagte, den Blick unverwandt auf Armand de la Tour gerichtet, als betete er eine Litanei herunter: »Als ›Ketzer‹ gilt jeder, der im Glauben irrt, als ›rechtgläubig‹ hingegen jeder, der davon überzeugt ist, dass die Ketzer irren. Der Ketzerei verdächtigt wird, wer bei den Predigten der Ketzer anwesend ist und an ihren Zeremonien teilnimmt, wie kurze Zeit auch immer. ›Einfach verdächtig‹ ist, wer sich dessen nur einmal schuldig gemacht hat, ›dringend verdächtig‹, wer das des Öfteren getan hat. ›Äußerst verdächtig‹ sind all jene, die sich dessen regelmäßig schuldig gemacht haben. Wem Ketzer bekannt sind, ohne dass er sie meldet, wird der ›Begünstigung‹ beschuldigt, und wer die Entdeckung von Ketzern zu verhindern trachtet, der ›Verheimlichung‹. Wer Ketzer auf seinem Besitz mehr als einmal zu Gast hatte, ist ebenso schuldig wie jemand, der sie wissentlich beschützt, um zu verhindern, dass die Kirche den Irrglauben ausrottet. Alle oben Genannten machen sich in größerem oder geringerem Maß der Förderung der Ketzerei schuldig. Wer in aller Form seinem ketzerischen Irrglauben abgeschworen hat und sich ihm danach erneut zuwendet, gilt als ›rückfällig‹...«

»Gut, ich sehe, dass Ihr Eure Aufgabe kennt und Ketzer zu erkennen vermögt. Mit diesem Glossar dürfte es schwerfallen, ein Fehlurteil zu fällen, nicht wahr?«, sagte der Templer spöttisch.

»Glaubt das nicht ... bisweilen ... bisweilen kann man nicht wissen, ob ein des Irrglaubens Beschuldigter lügt oder wirklich unschuldig ist. Unter diesen Menschen gibt es einfaches Landvolk, das schlichte Antworten auf die Fragen gibt, die man ihnen stellt. Bisweilen sind sie unschuldig und wissen nicht, wie sie das beweisen sollen ... Sie begreifen mitunter nicht, dass sie

mit ihren Worten den Verdacht noch nähren ... Bruder Ferrer aber ...«

»Euer Inquisitor ...« Fernando wagte es nicht, den Satz zu beenden.

»Woher kommt er?«, wollte de la Tour wissen.

»Er ist Katalane und stammt aus Perpignan. Seit der Ermordung unserer Mitbrüder in Avignonet hat er sich dieser Aufgabe verschrieben. Er ist äußerst gewissenhaft, nichts entgeht seinem scharfen Blick, er liest in den Herzen der Menschen und weiß genau, wann sie lügen ...«, erklärte der Mönch erkennbar unruhig und aufgewühlt.

»Er scheint auch Euch zu ängstigen«, sagte Armand de la Tour.

»Aber nein, er ist mein Bruder in Christo«, widersprach Julián. »Er wird sich der Ketzer von Montségur annehmen.«

»Und Ihr sorgt Euch um das Schicksal, das sie erwartet?«

»Ob ich mich darum Sorge? Ihr wisst, dass auf Ketzerei der Scheiterhaufen steht. Habt Ihr schon einmal jemanden im Feuer sterben sehen? Die Ketzer widersetzen sich der Kirche, und viele unter ihnen lassen sich lieber verbrennen, als um Gnade zu bitten. Ich habe mit angesehen, wie Frauen und Männer, ja sogar junge Leute, auf dem Scheiterhaufen gesungen haben, bis die Luft nach verbranntem Fleisch roch und der Gestank unserer Kleider und Leiber uns selbst unerträglich wurde. Immer wieder kommt es vor, dass mich dieser Geruch nachts aus dem Schlaf reißt, wie auch der Anblick der Gesichter jener, die von den Flammen verzehrt wurden, weil sie das rechte Wort nicht herausgebracht haben.«

»Euch quält das Gewissen«, schloss der Templer. »Es ist erfreulich zu sehen, dass es noch Menschen mit einem Gewissen gibt.«

»Was sagt Ihr da!«, beehrte der Mönch entsetzt auf. »Ich versichere Euch, dass mein Gewissen nichts mit dem Schmerz zu tun hat, der mir in die Eingeweide schneidet. Vermögt Ihr denn nicht die Ursache meiner Krankheit zu erkennen?«

»Beruhigt Euch, guter Bruder. Ein Gewissen zu besitzen, ist ein Gottesgeschenk. Zwar schmerzt es, aber ein Geschenk ist es gleichwohl.«

»Ich begreife Euch nicht!«

»Ereifere dich nicht, Bruder«, wandte sich Fernando an ihn. »Worauf wollt Ihr hinaus, Armand?«

»Euer Bruder leidet in außerordentlichem Maße. Daran gibt es keinen Zweifel, und gerade darin besteht seine Krankheit. Sie kommt nicht aus der Leber, den Eingeweiden oder dem Hals ... Der Grund seines Leidens liegt in der Seele, und dagegen gibt es nur ein einziges Mittel.«

Während Fernando aufmerksam zuhörte, beobachtete Julián die beiden Templer. Er zitterte wie ein Kind, das man bei einer Übeltat ertappt hat.

»Und welches wäre das?«, erkundigte sich Fernando.

»Er muss Frieden mit seinem Gewissen schließen und nichts tun, dessen er sich zu schämen hätte. Er muss auf das hören, was Gott ihm sagt, und jeden Widerstand dagegen aufgeben. Euren Bruder bedrückt das Schicksal der Guten Christen ... und zwar, weil er nicht sicher ist, ob sie wirklich Sünder sind. Zumindest ist er nicht davon überzeugt, dass sie wegen ihres Glaubens ein solches Leiden verdient haben. Irre ich mich?«

Mit zuckenden Schultern schluchzte Julián wie ein kleines Kind. Voll Mitleid trat Fernando zu ihm und nahm ihn tröstend in die Arme.

»Ich soll also keine Arznei einnehmen?«, fragte Julián.

»Doch, ich werde Euch etwas geben, damit Ihr nachts Ruhe

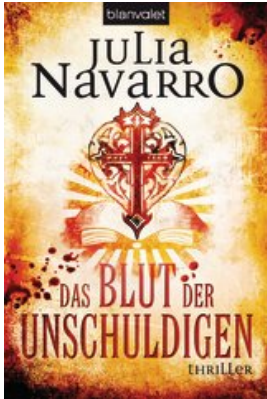
findet. Auf keinen Fall darf man Euch zur Ader lassen, denn nicht nur ist das unnötig, es schwächt Euch auch. Ich werde einen Kräuterabsud zubereiten, den Ihr vor dem Schlafengehen einnehmt. Er wird Euch zu einem ruhigen und tiefen Schlaf verhelfen. Nach allem, was ich festgestellt habe, bin ich überzeugt, dass Ihr kein körperliches Leiden habt.«

»Da irrt Ihr Euch«, brachte Julián in klagendem Ton heraus.
»Ich bin leidend.«

»Das bestreite ich nicht. Doch dabei handelt es sich um eine Krankheit der Seele. Linderung werdet Ihr erst erfahren, wenn Ihr mit Eurem Gewissen ins Reine kommt. Bis dahin ist das Einzige, was man für Euch tun kann, dass man Euch ermöglicht, nachts Ruhe zu finden. Ich werde mit dem Leibmedikus des Seneschalls sprechen und ihm nahelegen, dass er Euch nicht weiterhin zur Ader lässt.«

Die Vorstellung, Armand de la Tour könnte mit dem Leibmedikus des Seneschalls über die Krankheit seiner Seele sprechen, quälte Julián. Unwillkürlich empfand der Tempeler Mitleid, als er sah, wie Angst in die Augen des Dominikaners trat. Ihm kam der Gedanke, dass dieser über keine der Tugenden des Mannes verfügte, der den Orden der Dominikaner ins Leben gerufen hatte. Immerhin hatte der heilige Dominikus von Burgos ein mustergültiges Leben der Askese und des Opfermutes ähnlich dem der Guten Christen geführt, die der von ihm gegründete Predigtorden jetzt mit so großem Eifer zurück auf den rechten Weg und in den Schoß der Kirche führen wollte. Der Templer fragte sich, was Julián dazu veranlassen haben mochte, dem Ruf jenes Spaniers zu folgen, wo alles an ihm auf einen schwachen Geist wies.

»Macht Euch keine Sorge, Bruder Julián, niemand wird von Eurem Leiden erfahren. Ich werde nicht lügen, aber auch keine



Julia Navarro

Das Blut der Unschuldigen

Thriller

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 816 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-37962-0

Blanvalet

Erscheinungstermin: August 2012

Ein spektakulärer Mystery-Thriller, der europäische Geschichte mit brisanter Aktualität verflucht

»Ich bin ein Verräter, und ich habe Angst«, schreibt ein Mönch der Inquisition während einer grausamen Belagerung. In seiner Chronik bezeugt er unvorstellbares Unrecht. Jahrhunderte später gelangt diese Schrift in die Hände mächtiger Verschwörer, die das unschuldig vergossene Blut endlich rächen wollen. Ihr erster Anschlag stellt jedoch klar, dass sie auch hochaktuelle Ziele verfolgen – und eine internationale Gefahr darstellen ...